

Ernst Wahle

25. 5. 1889–21. 1. 1981

Am 21. 1. dieses Jahres verstarb im 92. Lebensjahr das korrespondierende Mitglied unserer Akademie Dr. phil. Ernst Wahle, Professor der Ur- und Frühgeschichte an der Universität Heidelberg. Es war ihm vergönnt, den Aufstieg seines Faches, das er dort in Forschung und Lehre zu vertreten hatte, „zu einer den Erdball umfangenden Wissenschaft nicht nur zu erleben, sondern selbst daran mitzuwirken“, wie er seine wissenschaftliche Leistung in einem Rückblick auf sein Schaffen noch 1980, bescheiden und korrekt, wie es seinem Wesen entsprach, einschätzen zu dürfen glaubte. Stolz gefiel diesem eher zurückhaltenden und gegen sich und seine Kollegen stets aufrichtigen Manne zwar nie, schien ihm aber am Ende des Lebens in diesem einen Punkte gerechtfertigt zu sein. Begründet war diese Genugtuung allemal. Hatte Ernst Wahle doch den Weg seines Faches von dessen ersten akademischen Anfängen an zunächst als Denkmalpfleger, dann durch zusammenfassende Darstellungen und schließlich durch kritische Beiträge zur Forschungsgeschichte und zur Methodologie maßgeblich beeinflusst und dazu beigetragen, die Aufgaben unter historischer Fragestellung neu zu formulieren. Noch Rudolf Virchow, der sich als Anthropologe der Urgeschichte angenommen und ihre ersten selbständigen Schritte geleitet hatte, pflegte auf die Frage nach dem Ziel prähistorischer Forschung zu antworten, er wolle wissen, „wie der Mensch gewesen sei, ehe etwas über ihn

geschrieben wurde“. Er meinte damit die Stammesgeschichte des Menschen, die er in der Geschichte der prähistorischen Kulturen wiederfinden wollte, meinte damit aber auch die besondere Stellung des Menschen in schriftloser Vorzeit, während der er sich aus dem Reiche der Natur zu lösen begann und sie zu beherrschen lernte, aber dennoch an die biologischen Voraussetzungen seines Daseins gebunden blieb. Als Jacob Burckhardt in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ Staat, Religion und Kultur als geschichtliche Potenzen charakterisierte und ihr gegenseitiges Verhältnis untersuchte, stellte er ganz andere Anforderungen an das prähistorische Wissen seiner Zeit. Da „alles irgendwie Überlieferte irgendwie mit dem Geiste und seinen Wandlungen zusammenhängt und Kunde und Ausdruck davon ist“, wollte er sich über die politischen Einrichtungen schriftloser Bevölkerungsgruppen unterrichten und fragte nach dem Grade der Staatlichkeit im Bereiche der bronzezeitlichen Uferrandsiedlungen der Schweiz, die seinerzeit die besten Einblicke in das wirtschaftliche, soziale und geistige Leben des prähistorischen Altertums gewährten. Ernst Wahle zitierte im Rückblick diese Stelle. Burckhardt nahm er offenbar in reifen Jahren als Vorbild. Von ihm lernte er, den handelnden Menschen wiederzugewinnen und dessen historisch bedeutende Leistungen in den Mittelpunkt seiner Forschung zu rücken. Er wollte wissen, was den Menschen der Stein- und Metallzeitalter dazu bewog und wie er dazu imstande war, die naturgebundene Daseinsvorsorge zu überwinden und selbst zu entscheiden, welche Wirtschaftsart zweckdienlich sei, welche adäquate Gemeinschaftsform er dann finden müsse, und wie er seinen religiösen Vorstellungen eine überlieferungsfähige Gestalt verleihen könne. Doch hat sich bei Ernst Wahle diese Thematik keineswegs in geschichtsphilosophischer Spekulation verloren. Indem er sie auf die Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas bezog, ging er von einem Quellenstoff aus, den er beherrschte und den er in methodisch überlegten Schritten nach den Faktoren befragen konnte, die das Kulturgefüge in stetigem Wandel geformt haben. Wie viele seiner Generation war er davon überzeugt, daß geschichtlicher Wandel sich im Werdegang der Völker vollziehe. Darin blieb er jener geistigen Strömung treu, die sich in der Auseinandersetzung mit der Aufklärung entwickelt und in Herders



Ernst Wahle
25. 5. 1889 – 21. 1. 1981

Werk ihre Blütezeit erlebt hatte, im Zeitalter des Historismus dann die geisteswissenschaftlichen Einzeldisziplinen tief beeinflußte und sich auch in der Altertumskunde durchzusetzen begann. Das erwachende und dann kräftig erstarkte Nationalbewußtsein hatte ja bei vielen Völkern Europas den Wunsch geweckt, die Rechtfertigung dafür in ihrer Geschichte zu suchen, auch in der schriftlosen Vergangenheit, um den Bildungsprozeß der Völker, den man in jeder Beziehung für entscheidend hielt, mit einbeziehen zu können.

Um diese Aufgabe im Rahmen der germanischen Altertumskunde in Angriff zu nehmen, berief die Berliner Universität 1902 Gustaf Kossinna zum außerordentlichen Professor für deutsche Archäologie. Er kam von der germanischen Philologie, wandte sich dann aber während der späten achtziger Jahre archäologischem Quellenstoff zu, um die Entstehung und Ausbreitung der Germanen in ihren einzelnen Etappen zeitlich wie räumlich konkreter verfolgen zu können, als ihm dies das sprachgeschichtliche Material zu erlauben schien. Wer zu ihm ging, gehörte zur ersten Generation allein Ur- und Frühgeschichte Studierender in Deutschland, seit 1908 auch Ernst Wahle. In seinem Rückblick nannte er allerdings noch die glänzend geschriebene „Nordische Altertumskunde“ des dänischen Archäologen Sophus Müller für seinen Studiengang entscheidend. Das Werk war 1897/98 ins Deutsche übersetzt erschienen, die erste moderne zusammenfassende Darstellung ur- und frühgeschichtlicher Vergangenheit überhaupt, die es damals in Europa gab. Das nationale Engagement, dem das Buch seine Entstehung und auch seine Wirkung in Deutschland verdankte, traf sich mit den Zielen Kossinnas. Beiden Gelehrten hat sich Ernst Wahle zeitlebens dankbar verpflichtet gefühlt.

Am 25. 5. 1889 in Magdeburg als Sohn eines Oberlehrers geboren und schon als Schüler für die urgeschichtlichen Funde seiner engeren Heimat Delitzsch bei Halle/Saale interessiert, zog es ihn nach dem Abitur 1908 zum Studium der „Kulturwissenschaften“ nach Halle, wo 1884 ein Museum für „heimatliche Geschichte und Altertumskunde der Provinz Sachsen“ eröffnet worden war, das sich seitdem zu einer zentralen Forschungseinrichtung für die Ur- und Frühgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder ent-

wickelt hatte, und wo Ernst Wahle schon als Abiturient häufig zu Gast war. Schon nach dem ersten Semester verließ er jedoch Halle und ging nach Berlin, um Kossinna zu hören und zwar nicht etwa, wie man es verlangte, zusammen mit philologischen und historischen Fächern, sondern mit Anthropologie (v. Luschin) und Geographie (Penck). Er nutzte die Kontakte, die sein berühmter Lehrer nach Skandinavien unterhielt, zur eigenen Belehrung, traf auf diese Weise Oscar Montelius, der als Reichsantiquar in Schweden wirkte und dem Fach in der typologischen Methode die ersten verlässlichen Hilfsmittel für eine chronologische Ordnung des Fundstoffs in die Hand gegeben hatte, und lernte bei Rutger Sernander in Uppsala das Verhältnis der neolithischen Besiedlung des Landes zu den damals entdeckten Strandverschiebungen und Klimaschwankungen prähistorischer Zeit beurteilen. Diese Begegnung war es wohl, die Ernst Wahle vom Nutzen der historischen Geographie für die Ur- und Frühgeschichte überzeugt hat. Da ihm außerdem die Kenntnis alter Sprachen fehlte, die man in Berlin verlangte, wechselte er nach Heidelberg, arbeitete dort bei dem Geographen Alfred Hettner und wurde 1913 mit einer historisch-geographischen Dissertation über „Klima, Pflanzenwelt und Tierwelt Ostdeutschlands in jungneolithischer Zeit“ promoviert, die 1918 unter dem Titel „Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit“ in einer von seinem Berliner Lehrer Kossinna herausgegebenen Serie gedruckt erschien. Nach kurzer beruflicher Praxis an den städtischen Sammlungen in Heidelberg ging Ernst Wahle ins Feld. Ende 1918 verwundet zurückgekehrt, setzte er seine Tätigkeit im Museum fort, fand Zeit, sich an der Universität zu habilitieren (1920), und trat 1921 in den badischen Denkmaldienst ein, der ihn bis 1938 als Mitarbeiter für die nördlichen Teile des Landes beschäftigt hat. Schon 1924 erhielt er einen Ruf auf die neu gegründete Lehrkanzel für Urgeschichte an der Deutschen Universität in Prag, den er nach langen Verhandlungen wohl aus familiären Gründen ablehnen mußte, wurde im gleichen Jahr zum nichtbeamteten Professor in Heidelberg und 1937 zum planmäßigen Extraordinarius ernannt. In dieser Stellung wirkte er dort bis zu seiner Pensionierung 1959.

Der berufliche Lebensweg des Gelehrten verlief auf wenig gebener Bahn, von einer erfolgreichen Universitätskarriere konnte

keine Rede sein. Mühsam hat sich Ernst Wahle seinen Weg durch Leistung und Beharrlichkeit erkämpfen müssen. Er hat sich dabei zu einer Persönlichkeit entfaltet, der Schüler und Kollegen im In- und Ausland Hochachtung und Verehrung entgegenbrachten. Die Heidelberger Akademie wählte ihn schon 1935 zu ihrem ordentlichen Mitglied, ein Jahr später die Irish Academy in Dublin zum Honorary Member, 1944 nahm ihn die Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina auf, ein mutiger Schritt insofern, als der zu Ehrende damals politisch als persona non grata galt. 1961 sprach ihm unsere Akademie mit der Wahl zum korrespondierenden Mitglied ihre Anerkennung aus.

Mit ein Grund für die vielfältigen Hindernisse, die Ernst Wahle anfänglich zu überwinden hatte, war die geringe Wertschätzung, welche die klassischen Fächer der noch in Entwicklung begriffenen Urgeschichtswissenschaft zuteil werden ließen; sie war am Beginn der zwanziger Jahre erst im Begriff, den Fundstoff, den man in den Museen gesammelt hatte, zu systematisieren, auf seine historische Aussagefähigkeit hin zu prüfen, ihn methodisch gesichert zu erläutern und das geordnete Wissen in der akademischen Lehre darzustellen. Die Prähistoriker, meinte man wohl, mochten brave Leute sein, aber die rechten akademischen Lehrer waren es dennoch nicht, weil sie erst einmal erwerben sollten, was den alterprobten Lehrsystemen selbstverständlich schien. Was sollte denn auch die Urgeschichte an Bildungswerten vermitteln, ausgenommen ein geschärftes Bewußtsein für die zeitliche Tiefe des historischen Geschehens in den Randzonen der klassischen Antike, die im Bildungskanon der Zeit noch den allerersten Platz einzunehmen pflegte. Konnte man denn überhaupt von Geschichte reden, wenn schriftliche Berichte historisch bedeutenden Inhalts fehlten und man allein auf das Zeugnis der dinglichen Hinterlassenschaft angewiesen war? War nicht mit der schriftlich fixierten Überlieferung eine höhere geistige Stufe im Altertum erreicht, mit der sich zu befassen überhaupt erst lohnte? Hatte doch schon einer der Väter klassischer Altertumskunde, Friedrich August Wolf, als er sich mit den ersten, freilich gescheiterten Versuchen vaterländischer Urgeschichte im Zeitalter der Romantik auseinandersetzte, es für richtiger gehalten, „im Geiste der Alten, die auf die Barbari als auf unedle Menschengattungen mit Stolz

herabsahen, sogar den Namen Altertum auf die beiden durch Geisteskultur, Gelehrsamkeit und Kunst verfeinerten Völker einzuschränken“. Im Grunde war die Lage in Deutschland am Beginn der beruflichen Laufbahn Ernst Wahles nicht anders als zur Zeit Müllers in Dänemark; bitter bemerkte er in seiner „Nordischen Altertumskunde“, man habe nie verzeihen können, daß hier über Dinge nachgedacht würde, die nicht akademisch abgestempelt seien; ihre Jugend müsse sich die vorgeschichtliche Archäologie noch nach Verlauf von hundert Jahren vorwerfen lassen.

Ernst Wahle stieß indessen selbst bei seinen Fachgenossen zunächst auf Unverständnis. Seine Arbeitsrichtung, die von der Geographie geformt worden war, schien ungewohnt, schlug sie doch Schneisen in das dunkle Dickicht des Unaufgeklärten, die man ohne naturwissenschaftliche Schulung nicht betreten mochte. Schon die Heidelberger Dissertation, kaum gelesen und später noch seltener zitiert, beschäftigte sich mit einer schwer zugänglichen und vom archäologischen Standpunkt aus kaum beurteilbaren Materie, mit der Geschichte der natürlichen Umwelt (Morphologie, Küstenveränderungen, Bodenbedeckung, Hydrologie, Klima, Pflanzen- und Tierwelt) und mit dem Verhältnis jungneolithischer Siedler zu der sie umgebenden Natur östlich der Oder-Neiße-Linie. Er bezeichnete seine Arbeit als Versuch, die historische Geographie durch eine prähistorische zu ergänzen, also eine neuartige Fachrichtung zu begründen, die sich mit dem Werden der Kulturlandschaft befassen sollte. So schütter der Fundstoff zu seiner Zeit noch verteilt war und so falsch ihn Ernst Wahle aus heutiger Sicht beurteilt hat, sein Ziel erreichte er dennoch, nämlich die postglazialen Veränderungen in der natürlichen Ausstattung der beschriebenen Kulturräume, soweit man sie damals nachzuzeichnen verstand, mit dem Gang der Besiedlung während des nacheiszeitlichen Klimaoptimums zu korrelieren und daraus für die Verteilungsart der Wohnsitze begründete Schlüsse zu ziehen. Er setzte damit gleichsam auf eigenes Risiko eine Forschungsrichtung in Gang, die sich erst allmählich und zwar nach den großen Siedlungsgrabungen des Tübinger Geologen und Prähistorikers Rudolf Richard Schmidt im Federseemoor während der zwanziger Jahre durchzusetzen begann.

Ernst Wahle hat dann noch einmal Ähnliches für den Rheintalgraben in seiner Habilitationsschrift versucht, die unter dem Titel „Die Besiedelung Südwestdeutschlands in vorrömischer Zeit nach ihren natürlichen Grundlagen“ im 12. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts 1922 im Druck erschien. Im Grundthema auf die Beziehung zwischen „Urwald und offenem Land in ihrer Bedeutung für die Kulturentwicklung“ (Archiv f. Anthropologie 41, 1914, S. 404 ff.) ausgerichtet, differenzierte er schärfer zwischen den Möglichkeiten des siedelnden Menschen, sein Verhältnis zur Natur zu bestimmen. Er war sich auch klarer über den Wirklichkeitsgehalt der in seinen Karten fixierten Verteilung urchenzeitlicher Fundplätze. Er überlegte sehr genau, wie das Fundbild, von dem er auszugehen hatte, zustande kam, welche Faktoren es beeinflussten und auf welche Weise die historisch getreue Verbreitung wiederzugewinnen wäre. Hatten die ersten bäuerlichen Siedler während des älteren Neolithikums noch offene Landschaft wählen können, mußte man in der vorrömischen Eisenzeit bereits in die Waldareale eindringen, die man aber erst während des Mittelalters in entscheidendem Umfang gerodet hat. Die methodisch scharfsinnige und quellenkritische Untersuchung beruhte wohl größtenteils auf eigenen Einsichten, die er als Denkmalpfleger gewann, streckenweise aber auch auf Anregungen, die aus der Schule Hans Dragendorffs (1. Bericht der Röm.-Germ. Kommission 1904) und Karl Schumachers stammten, der damals gerade seine berühmte „Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande“ (Bd. 1–3 [1921–1925]) vorbereitete, und mit dem Ernst Wahle in gedanklichem Austausch stand. Aber die als ausgefeilt zu bezeichnende kritische Methode, die stupende Kenntnis geologischer, physisch-geographischer und paläobotanischer Forschungsergebnisse fand man damals allein in dieser Habilitationsschrift. So fühlte er sich denn bald dazu ermutigt, sein Verfahren auf die Landschaften Deutschlands in ihrer Gesamtheit anzuwenden und eine Urgeschichte Mitteleuropas unter prähistorisch-geographischer Fragestellung zu schreiben. 1924 erschien dies Werk als „Vorgeschichte des deutschen Volkes“.

Wieder standen die Geschichte der Landschaften und ihre wechselnde und sich wandelnde Ausstattung im Mittelpunkt der

Darstellung. Dies Grundthema war ihm so wichtig, daß er die Beschreibung der Sachkultur der urgeschichtlichen Völker und frühmittelalterlichen Stämme vernachlässigen zu dürfen glaubte. Das hat ihm böse Kritik eingetragen (C. Schuchhardt, *Prähist. Zeitschr.* Bd. 15, 1924, S. 146ff.) und den Eindruck erweckt, als entferne sich der Autor zusehends von den Realien, auf denen eine ernst zu nehmende Urgeschichtsforschung in erster Linie zu bauen habe. Statt dessen übernehme er bei der ethnographischen Gliederung den Begriffsapparat seines Lehrers Kossinna, identifiziere bedenkenlos archäologische Kulturen mit Völkern, deren Bildungsprozeß erst aufzuklären sei, und ziehe schließlich die Kulturperioden zwischen dem Ende des Neolithikums und der Römerherrschaft in einem einzigen Kapitel zusammen, weil „Wirtschaft, soziale Verhältnisse und geistiges Leben in dieser Zeit auf deutschem Boden nur unbedeutenden Wandlungen unterworfen sind“, obwohl doch in der Geschichte des Landes die größten Veränderungen bemerkbar seien (Ausbreitung der Germanen und Kelten), kurz, man stand diesem neuen Versuch auf scheinbar kompetenter Seite abermals ziemlich fassungslos gegenüber. Heute sehen wir die Dinge gelassener an, bewundern die Selbständigkeit der Gedanken und den Mut, mit dem er sie vertrat, und haben für die Periodisierung des Geschehens, soweit sie das Bezugsfeld Umwelt – Mensch betraf, ungleich mehr Verständnis als seine damaligen Rezensenten.

So blieb denn auch die noch viel umfassendere und heute schon als klassisch zu bezeichnende Darstellung „Deutsche Vorzeit“ (1932, 2. u. 3. Aufl. 1952 u. 1962) bei den Fachprähistorikern bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs noch immer fast ohne jede Resonanz, während sie seine Geltung bei den Historikern begründet hat. Hier fanden sie Geschichtsschreibung in ihrem Sinne. Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten. Mehrmals gewannen sie den Autor dazu, das ur- und frühgeschichtliche Geschehen in Handbüchern zusammenzufassen (O. Brandt u. A. Meyer, *Handbuch der Deutschen Geschichte* [1935]; *Die neue Propyläen-Weltgeschichte* 2 [1940]; B. Gebhardt, *Handbuch der deutschen Geschichte* 1⁸ [1954]. ⁹[1970] u. Nachdruck in: dtv 4201¹⁻²⁻³ [1973. 1975. 1977]).

Obwohl Ernst Wahle seiner anfänglichen prähistorisch-geogra-

phischen Arbeitsrichtung bis in seine letzten Lebensjahre treu blieb (*Hist. Atlas von Baden-Württemberg* Lfg. 2 [1974]), hat er sich gegen Ende der dreißiger Jahre mit demjenigen Problemkreis auseinanderzusetzen begonnen, dessen Aufklärung ihm besonders dringlich schien, der „Ethnischen Deutung frühgeschichtlicher Kulturprovinzen“ (*Sitzungsber. Heidelberger Akad. d. Wiss. Phil.-Hist. Kl.* 1940/51, 2. Aufl. 1952). Das Problem war so alt wie prähistorische Kulturgruppenforschung überhaupt und schien durch den „Lehrsatz“ Kossinnas lösbar, daß nämlich „scharf sich heraushebende, geschlossene archäologische Kulturprovinzen unbedingt mit bestimmten Völker- und Stammesgebieten zusammenfielen“. Die Grundvorstellung von der Identität der geistigen Kultur und des Volkes, das sie sich schuf, war ja schon Herder geläufig gewesen und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. auf die Sachgüter der Naturvölker übertragen worden. „Weil die Gegenstände den Stempel des Volkes tragen, das sie verfertigte, erkennen wir an ihnen, wo immer sie auftreten mögen, das Volk, von dem sie ausgehen“, lehrte Friedrich Ratzel in seiner berühmten *Anthropogeographie* (1882. 1891). Deshalb hielt es Ratzel für begründet, aus der Verbreitung der „Formenkreise“ die geschichtlichen Beziehungen schriftloser Völker wiederzugewinnen. Ein paar Jahre später (1895) wendete Kossinna diese Theorie auf die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen in Deutschland an, wobei er von den Formenkreisen aus den Landschaften mit historisch bekannten Germanenstämmen in der Zeit um Christi Geburt ausging und sie Schritt um Schritt in ältere Perioden zurückverfolgte, bis er die Wurzeln dieser Formenkreise und damit der Bevölkerungsgruppen selbst erreicht zu haben glaubte. Mit Recht hatte man schon zu Lebzeiten Kossinnas von einer Verge- waltigung des Quellenstoffs gesprochen; er habe ihn letztlich nur als illustrative Hilfe für eine auf sprachwissenschaftlicher Grundlage erreichte Lösung genutzt. Er begründe seinen „Lehrsatz“ nicht, was verstünde er denn genau unter der Bezeichnung Kulturprovinz, wie scharf sollte sie umrissen sein, wie viele und welche Kulturzüge oder Formen des Sachbesitzes müßten in ihrer Verbreitung übereinstimmen, um von Geschlossenheit zu sprechen? Wie sei die räumlich begrenzte Verbreitung gleichzeitiger und gleichartiger Zeugnisse prähistorischer Sachkultur zustande

gekommen? Kossinna blieb zeitlebens von solchen bohrenden Fragen sichtlich unbeeindruckt, hielt er doch die Identität von Sachkultur und ethnischem Verband, der als biologisches Gebilde für ihn zwar als wandelbar, aber in seiner Substanz als unvergänglich galt, genauso für selbstverständlich wie viele andere Sprachwissenschaftler seiner Zeit und wie viele Ethnologen, nur war er seiner Überzeugung nach der erste, der diese Gewißheit in einem „Lehrsatz“ formuliert hatte und deshalb Anstoß erregen mußte. Aber je mehr sich die Forschung mit dem Bildungsvorgang ethnischer Verbände bei den Naturvölkern und mit der Entstehung der Welt des frühen Mittelalters beschäftigte, um so eindringlicher begann man sich Gedanken über den völkergeschichtlichen Aussagewert der Bodenfunde zu machen und um so berechtigter schien es, in Frage zu stellen, was man seit Herder für gesichert halten konnte. Als dies dann ein Schüler Kossinnas tat, und zwar in einer Zeit, in welcher die „völkische Geschichtsauffassung“ durch das politische Geschehen der dreißiger Jahre eine freilich zweifelhafte Renaissance erlebte, regte sich bei den Kollegen, die noch in Kossinnas Sinne arbeiteten, abermals massiver Widerspruch (M. Jahn, Nachrichtenbl. f. Dt. Vorzt. 17, 1941, S. 73ff.), so daß Ernst Wahle erneut in die Isolierung geriet.

Worum es ihm in seinem Buche ging, verstand jeder, der sein Gesamtwerk wirklich kannte. Er kritisierte nicht bloß die bedenkenlose Anwendung der Methode seines Lehrers, sondern fragte nach dem Wesen archäologischer Kulturen, die er keinesfalls als Summe überlieferten gleichartigen Sachbesitzes verstehen mochte, sondern als kompliziert gebaute Gefüge, in denen der schöpferische Geist von bedeutenden Einzelpersonlichkeiten und die Leistung der Gemeinschaft zusammenflossen. Er wünschte, die unwiederholbare, historisch wesentliche Entscheidung des Einzelnen im Quellenstoff sich spiegeln zu sehen, weil er erst auf diese Weise von der Geschichtlichkeit der Vorgänge in schriftloser Zeit überzeugt worden wäre. Aber er fand diese Einzelleistung und ihre unmittelbare Wirkung auf das Ganze nicht; statt den schöpferischen Augenblick festhalten und beschreiben zu können, traf er weithin nur auf Zustandbilder des Gewordenen, der Werdegang selbst schien ihm mit den verfügbaren Mitteln unaufklärbar zu sein. Er kam damit also nicht weiter als in seinen Jugendjahren,

deren Versuche ihm nach diesen letzten Einsichten gerechtfertigt erscheinen mußten; er hatte als Prähistoriker offenbar doch nur die Möglichkeit, die Anfänge seines Volkes in großen Linien nachzuzeichnen und das Geschehen unter denjenigen Kriterien zu periodisieren, die er aus seinen Beobachtungen über das wechselnde Verhältnis der Siedlergruppen zu ihrer sich wandelnden Umwelt hatte gewinnen können.

Was ihm bei der Beschäftigung mit den urgeschichtlichen Kulturverhältnissen versagt blieb, die Beschreibung der Persönlichkeit und ihrer Leistung, fand er dagegen in vollem Maße im Studium der Forschungsgeschichte. Er hat zahlreiche gehaltvolle Arbeiten darüber veröffentlicht, wohl auch aus sehr persönlichem Interesse, weil er sich über die Stellung seines Faches im Rahmen der Geisteswissenschaften orientieren und damit erklären wollte, warum sein eigener Berufsweg so zögernd begann. Bezeichnenderweise ging er dabei immer wieder von der Lebensgeschichte einzelner Gelehrter aus, schilderte aber nur selten den Zusammenhang ihres Werkes mit der geistigen Situation ihrer Zeit, die jeden einzelnen von ihnen geformt hatte, ohne daß sie selbst entscheidend auf sie einzuwirken vermochten. Die bedeutenderen Forscherpersönlichkeiten des späten 19. Jahrh. dagegen, Rudolf Virchow, Alexander Conze und Moritz Hoernes, um nur einige wenige zu nennen, blieben weit außerhalb seines Gesichtsfeldes, obwohl sie doch alle die Altertumswissenschaft maßgeblich beeinflusst und die entscheidenden Schritte für die Verselbständigung der Urgeschichtsforschung getan hatten. Indem Ernst Wahle die Leistungen Verkannter, Vergessener und mancher Außenseiter dem Gedächtnis seiner Fachgenossen empfahl, stilisierte er sie vielfach zum Leitbild der Generation, der sie entstammten. Auf keinem Gebiete seiner Forschung kommt das geistige Spannungsfeld, das aus seiner Erziehung, aus seiner Lebenserfahrung und seiner wissenschaftlichen Schulung entstanden war, deutlicher zum Ausdruck.

Sein Wertdenken bildete sich in einem streng konservativen Elternhaus, in dem der pflichttreue, ordnungsliebende Vater dominierte. Jedem modischen Gehabe abhold, waren es die Liebe zum Vaterland und die Wertschätzung der bedeutenden Persönlichkeit, Verantwortungsbewußtsein und Korrektheit im Um-

gang, die als Maxime der Erziehung galten. Ihnen blieb Ernst Wahle treu bis in sein hohes Alter, sie prägten seinen Lebensstil und genau so auch seine tägliche Arbeit, mit der man ihn stets rastlos beschäftigt fand. Seine Bibliographie (Jahrb. d. Röm.-Germ. Zentralmuseums Mainz 11, 1964, S. 217ff. Nachträge in: E. Wahle, Und es ging mit ihm seinen Weg 1980 S. 123ff.) weist 640 Titel aus, darunter zahlreiche Rezensionen und Anzeigen, die seine Belesenheit bezeugen, und auch viele volkstümlich abgefaßte Artikel zur Belehrung der breiteren Öffentlichkeit, die er als Denkmalpfeiler unterrichtete.

Ernst Wahle ist von uns gegangen, ein Gelehrter alter Schule, der Älteste im Fach, dem es so viel zu verdanken hat, weil er die Anfänge moderner prähistorischer Forschung zu beeinflussen und zu fördern verstand und weil er eine neuartige Forschungsrichtung ins Leben rief, welche die großen Siedlungsgrabungen der zwanziger Jahre und der letzten Jahrzehnte veranlaßt hat. Sie erfassen die Wohnplätze ur- und frühgeschichtlicher Bevölkerungsgruppen in wechselnden Lebensräumen nach Bauart, Grundriß, Einrichtungen und Werdegang so vollständig wie möglich, stellen ihr Beziehungssystem zu der Umwelt wieder her und erschließen im Siedelwesen Wirtschaftsart und Gemeinschaftsformen, die über den Feldbefund in viel unmittelbarer Weise zugänglich sind als über die lückenhafte und einseitige Überlieferung der Funde, die in den Siedlungen enthalten sind. Gleichwohl haben sie nichts an Bedeutung eingebüßt, weil sie die Datierung der Plätze erlauben, über den Stand der technischen Kenntnisse und Fertigkeiten informieren und den Charakter der Anlagen zu kennzeichnen imstande sind. Die Forschung ist zu den Lebenszellen urgeschichtlicher Bevölkerungsgruppen vorgezogen, untersucht Mikrogefüge und die Art ihres Zusammenwirkens und meint, auf diesem Wege sich über Inhalt und Umfang ethnischer Verbände im Altertum verläßlich unterrichten zu können. Man nähert sich dem Ziele, das Ernst Wahle seit seiner Heidelberger Dissertation verfolgt hat.

Georg Kossack